

Jugenderinnerungen

Als ich mit Mutti im November 1949 nach Lintorf kam, war ich 7Jahre alt. Die ärmlichen Verhältnisse in unserer neuen Wohnung habe ich als Kind nicht als schlimm empfunden. Ich hatte mein eigenes Bett in unserem gemeinsamen Wohn- und Schlafzimmer und musste nicht hungern. Nachdem wir vom Meldeamt unsere Ausweise erhalten hatten, waren wir Bürger der Westzone.

Mutti ging mit mir zur Johann-Peter-Melchior-Schule, einem großen, roten Ziegelbau mit einem riesigen Nussbaum auf dem Schulhof. Bei dem Schulleiter, Emil Harte, wurde ich angemeldet, der mich in die 2. Klasse zu Herrn Lehrer Lumer brachte. Mein neuer Lehrer schrieb mir für meine Eltern auf, was ich alles für die Schule brauchte. Einen Ranzen mit Pferdefell hatte ich schon von Drüben. Bei Hamacher kaufte Mutter für mich ein Schreib- und ein Rechenheft, Feder und Tinte, Bleistift und Radiergummi. Das Lese und Rechenbuch und den Katechismus bekam ich gebraucht von der Schule gestellt. Als Neuling in der Klasse wurde ich die erste Zeit von den Kindern gehänselt, weil ich einen anderen Dialekt hatte. Winfried Hübel, der aus Brünn kam und auch neu in der Klasse war und auch anders sprach, ging es wie mir. Wir beide hielten zusammen, um uns zu behaupten. Daraus wurde eine feste Freundschaft fürs Leben.

Etwas Besonderes war an jedem Schulmorgen die Schulspeisung. Kurz vor der großen Pause brachten Frau Raspel, die Hausmeisterin, oder zwei Schüler der Oberklasse einen großen Kessel mit der Suppe, die von Frau Raspel gekocht worden war. Es gab Erbsmehl- oder Biskuitsuppe. Wir Kinder aßen die letztere lieber, da sie süß war. Manche Kinder warteten schon mit knurrendem Magen darauf, da es für sie die erste Mahlzeit am Tage war. Beim Essen ver-

suchte Lehrer Lumer uns gute Esssitten beizubringen und mit uns einzuüben. Oft sangen wir vorher gemeinsam ein Lied oder sprachen ein Tischgebet und wünschten uns „guten Appetit“. Eine große Freude herrschte in der Klasse, wenn es zu Weihnachten eine „Sonderzu-teilung“ gab. Das war ein Riegel Schokolade oder ein Stück Schin-kenspeck.

Als die Eberles und die Krautstrunks aus Sachsen kamen und im Kreuzfeld einzogen, waren wir acht Kinder im Haus. Die älteste, Christa Eberle, war 17 Jahre, Siegfried 15, Hanna 13 und Ilse 10 Jah-re. Bei Krautstrunk waren Ute 12, Inge 9 und der Jüngste, Gert, 5 Jahre jung. Wir nannten ihn „Piefke“, weil er meist seine Piefke-Schirmmütze trug. Ich, der Sohn vom Kujū, so nannte man meinen Vater in der Familie, war 8 Jahre alt.

Christa beendete in Ratingen die höhere Schule und wurde Leh-lerin. Siegfried machte in Düsseldorf bei Hein Lehmann eine Lehre als technischer Zeichner und wurde Bauingenieur. Wir jüngeren Kin-der haben viel zusammen gespielt. Bei schlechtem Wetter saßen wir alle bei Tante Herta in der Küche auf der großen Eckbank und spiel-ten „Schwarzer Peter“, „Mensch ärgere dich nicht“, „Spitz pass auf“, oder „Mikado“. Wenn Onkel Kurt eine Geburtstagstorte verzierte, standen wir Kinder um ihn herum und warteten, bis er fertig war. Meist blieb im Spritzbeutel ein Rest Butterkrem übrig. Wir rissen wie kleine Vögel die Münder auf und jeder bekam einen Klecks in den Mund gespritzt. Auch bei Tante Edith durften wir spielen. Als gelern-te Kindergärtnerin hatte sie immer tolle Ideen. Auf die Kinderge-burtstage freuten wir uns alle. Oft gab es dann „kalte Hundeschnau-ze“ und Kakao.

Wir spielten „blinde Kuh“ und „Topf schlagen“. Dann brachte Tante Edith ein Tablett. Darauf hatte sie etliche Kleinigkeiten spiral-

förmig angeordnet. Das Spiel hieß „Die böse Sieben“. Wer eine Sechs und eine Eins warf, musste das nächste Teil auf der Platte essen. Glück hatte derjenige, bei dem ein Stück Schokolade, eine Kaffeebohne, ein Zuckerwürfel oder ein Plätzchen lag. Ich hatte dabei häufig Pech und musste die Schikanen runterwürgen: Plätzchen mit Senf bestrichen, Hundeschnauze mit Gurkenstückchen, oder Wurst mit Honig. Bei diesem Spiel habe ich auch gerne nur zugeguckt.

Bei schönem Wetter spielten wir zusammen im Hof. Auch mein Freund, Winfried Hübel, und die Freundin von Ilse, Dorle Wüst, kamen gern zu uns. Wir turnten an der Klopfstange, mit Überschlag, spielten Prellball oder „murmelten“, hier „dötzen“ genannt. Dabei haben wir mit dem Absatz ein „Külleken“ gemacht, in das wir die Dötze mit dem Finger schnipsten. Beliebte Spiele waren auch: Blinde Kuh, Fangen, Prellball und Himmel und Hölle.

Gewurmt hat uns Jungens, dass die etwas älteren Mädchen bei allen Spielen besser waren. Besonders bei der „Probe“. Hierbei mussten wir mit einem Ball gegen die Hauswand titschen. Fiel der Ball runter, kam der Nächste an die Reihe und man musste die Übung wiederholen. Auch beim Seilchenspringen, beim Werfen mit dem Diabolo und mit dem Hula-Hopp-Reifen waren die „Weiber“ uns überlegen.

Im Sommer lagerten wir mit einer Decke auf der kleinen Wiese auf dem Hof. Unser Strandbad war die Zinkbadewanne, die mit etwas heißem Wasser aufgefüllt wurde. Den Durst stillten wir mit „Bullerwasser“ von Tante Edit, das sie mit Natron gemischt hatte. Auch Rhabarbersaft mit Wasser verdünnt war ein beliebtes Sommergetränk.

Im Haus und Garten mussten wir Kinder kleinere Aufgaben

übernehmen: Wir haben im Garten Unkraut gejätet, Kartoffelkäfer gesammelt, Beeren und Bohnen gepflückt, die Gartenwege gesäubert und geharkt. Am Abend wurden die Beete mit der Gießkanne gegossen. Im Haus brachte ich Anmachholz, Kohlen und Kartoffeln aus dem Keller. Wir halfen beim Wäscheaufhängen und beim Mangeln. Meine Mutter war Vertrauensfrau im Mütterverein und für den Bereich Duisburger Straße zuständig. Öfters musste ich für sie die Vereinszeitschrift rumtragen.

Die Lintorfer Bauern kamen in die Schule und fragten die älteren Kinder, wer am Nachmittag auf den Feldern helfen möchte. Wer sich meldete wurden von den Schularbeiten befreit. Einige Male hab ich mitgeholfen, dicke Bohnen auszupflücken, Kartoffeln aufzusammeln oder Zuckerrüben auf den Pferdekarren zu werfen. Zur Pause brachte die Bäuerin Milchkafee und Leberwurstbrote. Am Abend bekam jeder für seine Arbeit 50 Pfg. Lohn. Die eintönige Arbeit bei den Bauern war nichts für mich, ich verzichtete lieber auf das Geld und hatte meinen freien Nachmittag um rumzutollen. Wenn die Gärtnerei Paass Helfer brauchte, meldete ich mich gerne. Die Arbeit war leichter, meist Jäten und Vereinzeln, und es gab dort für den Nachmittag 1,00 DM.

An einem Nachmittag haben mir die Mädels verraten, dass ich im Sommer ein Geschwisterchen bekommen würde.

Meine kleine Schwester Bärbel hatte das Glück der späten Geburt. Sie erblickte 1950 das Licht der Welt - 5 Jahre nach dem 2. Weltkrieg und 50 Jahre vor dem Jahr 2000. Ihr blieben die Kriegszeit, die Flucht aus Schlesien und der Kommunismus in Thüringen erspart. Bärbel ist die erste Rheinländerin in unserer Familie, geboren in Lintorf, Im Kreuzfeld 20. Die Hebamme, Frau Fohrn, betreute die Hausgeburt. In der St.-Anna-Kirche wurde Bärbel von Dechant Ve-

ders getauft. Ich, der große Bruder unserer Bärbel, hatte mir eigentlich einen Hund gewünscht und bekam ein Schwesterchen, mit dem ich mir nun meine Mutter teilen musste. Den kleinen Hund, Tell, bekam ich dann etwas später. Bärbel hatte eine kräftige Stimme, die sie häufig einsetzte, um sich unter den ganzen Flüchtlingen Gehör zu verschaffen. Um sie zu beruhigen wurde sie von Onkel Hans getragen. Auch die Cousinen und Cousins fuhren die Kleine im Kinderwagen durch den Garten. Gert wollte mir Bärbel sogar abkaufen.

In diesem Jahr musste ich in den Kommunionunterricht gehen, der jeweils an einem Nachmittag in der Woche von Herrn Dechant Veiders in der Schule abgehalten wurde. Er verteilte Heftchen von der Diaspora und sprach über die armen schwarzen Heidenkinder in Afrika, für die wir beten mussten. Dabei haben wir die Händchen über dem Herzchen gefaltet. Herr Dechant brachte uns den Katechismus und die Schrecken des Fegefeuers bei. Mit seiner sonoren Stimme ermahnte er uns: „Und wenn ihr am Samstag in der Wanne badet, darf nur eure Mutter zugegen sein. Denkt an eure Keuschheit!“

Kurz vor dem Weißen Sonntag haben wir das Beichten geübt. Bei der ersten Beichte am Samstag waren wir Beichtlinge alle sehr aufgeregt. Mit unseren Beichtzetteln in der Hand saßen Mädchen und Jungen getrennt in den Kirchenbänken. Auf dem Zettel hatte jeder seine Sünden mit Bleistift zum Ausradieren angekreuzt.

Die beliebteste Sünde war „Ich habe manchmal gelogen“. Was uns auch gut über die Lippen ging, lautete: „Ich war unmäßig im Essen und Trinken“. Das war zwar gelogen, denn so viel zu essen hatten wir damals nicht, aber wir wussten, dass der Dechant selber gern gegessen hat. Verpönt war das Bekenntnis: „Ich bin unkeusch gewesen“. Dann kam gleich die Frage: „Allein oder mit anderen?“.

Erleichtert war ich am Ende meiner Aufzählung und musste sagen: „Das sind alle meine Sünden. Mein Jesus Barmherzigkeit!“ Dechant Veiders gab mir zur Buße drei Vaterunser und drei Gegrüßet-seist-Du-Maria auf. Nach dem „Ego te absolvo“ kam der Nächste an die Reihe. Mit der Ermahnung, am nächsten Morgen wie ein Heiliger ohne Sünde mit der heiligmachenden Gnade und nüchtern zur ersten heiligen Kommunion zu kommen, wurden wir entlassen.

Am Kommunionstag durfte ich unter Aufsicht meiner Mutter den neuen Kommunionanzug aus blauer Strickware von Bleyle anziehen, dazu schwarze Halbschuhe und eine Schirmmütze. Um halb zehn war Aufstellen auf dem Schulhof. Mit Dechant, Kaplan, Kirchenvorstand, Klosterschwestern, Messdienern und Lehren wurden wir Kommunikanten in feierlicher Prozession zur Anna-Kirche geführt. Im Kreis am Altar bekamen wir von den Messdienern unsere brennende Kommunionkerze. Meine größte Sorge war, bloß kein Wachs auf den Bleyle-Anzug zu bekommen. Dann rief der Dechant laut: „Widersagt ihr dem Teufel?“ Wir antworteten: „Wir widersagen.“ – „Und all seinen Kräften?“ – „Wir widersagen“. Vor der Kommunion sangen wir: „Jesu, Jesu komm zu mir“. Aus Bescheidenheit habe ich nur halblaut mitgesungen und daraus kein Solo gemacht. Nach der Kommunion fühlte ich mich wie im siebten Himmel. Zuhause im Kreuzfeld hielt die Hochstimmung an. Ich war an diesem Tag die Hauptperson.

Zuerst verschlang ich von den Geschenken einen Riegel Schokolade. Dann riss ich hastig die Glückwunschsschläge auf. Mich packte das Goldgräberfieber: Hier ein Fünfer, da nur ein Zweier, oh, ein Zehner! Am Ende der Bescherung reichte es für ein gebrauchtes Fahrrad, das ich mir so sehr wünschte.

Unser Klassenlehrer, Herr Lumer, war für uns Kinder der beste

Lehrer der Schule. Selbst dem Dechant und dem Kaplan rutschte manchmal die Hand aus. Herr Lumer aber hat nie ein Kind geschlagen. Wurde seine Klasse unruhig, sang er mit uns ein Volkslied. Er leitete auch den Schulchor, in dem ich gerne mitgesungen habe. Bei der Hochzeit von Lehrer Schäfer in Essen sang unser Chor, und ich durfte eine Solostelle singen.

Der Küster und Organist der St.-Anna-Kirche, Alois Rütten, genannt Oko, unterrichtete am Samstagnachmittag in der Kirche einige Chorknaben im Choral-Gesang. Lehrer Lumer schickte mich zu ihm hin und so wurde ich mit 10 Jahren Sänger im St.-Anna-Kirchenchor. Immer, wenn eine Totenmesse gelesen wurde – meistens morgens um 7 Uhr vor der Schule – unterstützten wir Oko mit unseren Stimmen beim Gesang der Requiem-Messe, so auch bei Beerdigungen, den Sechswochenämtern und beim Jahrgedächtnis.